

# Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **63 (2006)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Buchbesprechungen

CAROLA JÄGGI: *Frauenklöster im Spätmittelalter. Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert* (= Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 34, Petersberg 2006). 392 S. mit 40 farbigen und 233 Schwarzweiss-Abb.

Erst in jüngster Zeit ist die architektur- und kunstgeschichtliche Eigenart mittelalterlicher Frauenklöster einer näheren Betrachtung für würdig erachtet worden. Johann Rudolf Rahn hat die Kirche des Zürcher Dominikanerinnenklosters Oetenbach für «äusserst unbedeutend» gehalten: «die ganze Haltung des Chores zeugt von einer Dürftigkeit, die hart an die Grenze des Rohen streift». Für eine Architektur- und Kunstgeschichte, die vorwiegend an formaltypologischen und stilistischen Fragen interessiert ist, sind Kirchen von Frauenklöstern tatsächlich von beschränktem Interesse. Einen eigentlichen Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung von Bauten weiblicher Bettelorden hatte die eindrückliche zweiteilige Ausstellung «Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern» im Ruhrlandmuseum Essen und in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik in Bonn im Jahre 2005 bedeutet. Mit Jeffrey F. Hamburger, Robert Suckale und Carola Jäggi waren daran drei wichtige Exponenten von Forscherinnen und Forschern beteiligt, die geschlechtsspezifische Ausdrucksformen im Mittelalter untersucht und die mit ihren Arbeiten eine neue kunsthistorische Sicht auf Frauenklöster eingeleitet haben. Zur weiteren Vertiefung solcher Fragestellungen legt Carola Jäggi nun ihre 2003 an der TU Berlin approbierte Habilitationsschrift über die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert vor. Die Arbeit basiert auf der umfangreichen Materialbasis von 140 Klöstern in deutschen und italienischen Ordensprovinzen, welche in unterschiedlicher Weise baulich erhalten, archäologisch erforscht oder aufgrund von Text- und Bildquellen hinreichend fassbar sind. Neben Neugründungen gehören dazu auch ältere Sakral- und Profanbauten, die den Konventen geschenkt wurden und für die Bedürfnisse des Ordens hergerichtet werden mussten.

Nach einer Einführung ins Thema, die älteren und neuen Forschungsansätzen sowie Methode und Aufbau der Arbeit gilt, geht die Verfasserin im kurzen Kapitel «Prämissen» einerseits auf Zisterzienserinnenkirchen und andererseits auf Architektur und liturgische Einrichtungen der männlichen Bettelorden ein, die beide immer wieder als Vorbilder für die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen genannt werden. Zisterzienserinnen- und Bettelordenskirchen gemeinsam ist eine bauliche Unterteilung als strikte Abgrenzung unterschiedlicher liturgischer Räume, die in den Kirchen der weiblichen Bettelorden noch akzentuiert werden wird.

Im umfangreichen dritten Kapitel werden die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen als ganzes analysiert, wobei in einem chronologischen Raster die Bauten vor 1250, jene der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auseinander gehalten werden. «Die gebäude des closters sind demütig und nit zevil überflüßig und nit ze hoffartig», heisst es

in der deutschen Fassung der Dominikanerinnen-Konstitutionen von 1259. Es sind dies erstaunlicherweise die einzigen baulichen Vorgaben des Ordens für die Frauenklöster. Nach tastenden Anfängen lässt sich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts die Entstehung regionaler Gruppen von Klosterkirchen beobachten. Dazu gehören die Saalbauten mit eingezogenem Langchor, welche die Verfasserin auf die Kirche des Dominikanerinnenklosters Unterlinden in Colmar zurückführt. Eine geographisch weit gestreute Gruppe, die auch im Bereich der alemannischen Schweiz Verbreitung fand, bilden die einfachen Saalkirchen, die sich – aus der Sicht der Klosterfrauen – in eine «äussere» und eine «innere» Kirche unterteilen. Langgestreckte Saalkirchen mit eingezogenem Rechteckchor oder einem polygonalen Ostabschluss in der Breite des Kirchenraumes sind weitere Baugruppen, die eine weit gestreute Verbreitung fanden. Es handelt sich bei diesen Kirchen der weiblichen Bettelorden fast ausschliesslich um flach gedeckte Saalkirchen. Die Ausnahmen beschränken sich grossenteils auf übernommene ältere Kirchen, wie häufig in Italien zu beobachten, oder waren herausragende Bauten wie die königliche Stiftung des Klosters Königfelden, wobei letztere nicht nur eine «Frauenkirche», sondern die Kirche eines Doppelklosters war. In der vorliegenden überregionalen Übersicht wird überdies deutlich, dass Doppelklöster bei Bettelordensbauten besonders bei den Franziskanern nicht so singulär sind, wie man dies aus Schweizer Sicht gelegentlich wahrgenommen hat. Bei den frühen Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen sind durchaus enge Beziehungen zu den Zisterzienserinnenkirchen festzustellen; sie zeigen beiderseits der Alpen jedoch eine enge Einbindung in lokale und regionale Bautraditionen. Gelegentlich ist auch eine Orientierung an Bauten der Männerorden zu beobachten, deutlich fassbar etwa bei der Kirche Santa Chiara in Assisi als Einzelfall oder bei den im Norden der Alpen verbreiteten Langchorbauten, die gleichzeitig mit jenen der Männerkonvente entstanden und eine enge Verflechtung der baulichen Tätigkeiten vermuten lassen. Wie bei den Männerorden sind auch bei den Kirchen der Frauenklöster keine relevanten Unterschiede zwischen Klarissen und Dominikanerinnen auszumachen.

Das folgende Kapitel gilt dem Nonnenchor oder – bezugnehmend auf die strikte Zweiteilung der Bettelordenskirchen – der Kirche in der Kirche, wie die Verfasserin schreibt. Bezeichnenderweise ist der Begriff «chor/chorus» erstmals bei den Bettelorden vom Chor der psalmensingenden Brüder und Schwestern auf jenen architektonischen Raum übertragen worden, wo das Chorgebet stattfindet. Die Zweiteilung der Bettelordensbauten in eine Kirche für die Brüder oder die Schwestern, eben den «Chor», und eine Kirche für die Laien wird bei den Männerorden gewöhnlich mit einem Lettner bewerkstelligt. Bei den Kirchen der Frauenklöster ist es vielfach eine hohe Mauer oder eine Wand. Da die Nonnen die Klausur nicht verlassen dürfen, ergibt sich ein Kommunikationsproblem mit der «Welt». Die Priester, ob Weltgeistliche oder Ordensbrüder, dürfen nur zu bestimmten Hochfesten die Messe im Nonnenchor lesen. Von Notfällen abgesehen, wie etwa die Verabreichung der Sterbesakramente, ist ihnen der Zutritt in die Klausur

verwehrt. Wie und wo soll da den Schwestern die Beichte abgenommen oder die Kommunion verabreicht werden? Wie können die Schwestern das liturgische Geschehen auf einem der Altäre in der äusseren Kirche optisch mitverfolgen?

Neben dem ebenerdigen «Chorus», wie er im Südwesten des mittelalterlichen Römischen Reiches verbreitet war, ist eine Empore – gewöhnlich eine Empore im Westen des Kirchenraumes – ein weiterer möglicher Ort für das Chorgebet der Klosterfrauen, verbreitet ist er vor allem in den nördlichen und östlichen Ordensprovinzen. Die ältere Literatur hat solche Westemporen generell als die bei Frauenklöstern übliche Lösung gehalten. Tatsächlich zeigt sich, dass Emporen oftmals erst nachträglich eingerichtet wurden, was bedeutet, dass der Ort des Chorgebets im Laufe der Zeit wechseln kann. Auch gibt es Hinweise darauf, dass es in einzelnen Klöstern mehrere Orte gab, wo das Chorgebet nach bestimmten liturgischen Regeln abwechselnd abgehalten wurde. Kapitel V ist der Ausstattung des Nonnenchors gewidmet. Dargestellt sind die teilweise umfangreichen Wandmalereizyklen italienischer Nonnenchöre. Nördlich der Alpen finden sich die Wände des Chores wiederholt mit Quadermalerei bedeckt, wie sie auch in profanen Wohnbauten verbreitet war. Bemerkenswert ist die Doppelung von Bildmotiven, dargestellt an den beiden nahezu identischen Kreuzigungsbildern aus der ehemaligen Klarissenkirche zu Dürnstein in der Wachau. Diese waren anscheinend so angeordnet, dass man von jeder der beiden Sitzreihen im Chor eines der Bilder sehen konnte. Zentrales Ausstattungselement im Nonnenchor ist der Altar. Dazu gehören Retabel, Bilder und Skulpturen, die auf dem Altar aufgestellt fanden. Die Verfasserin verweist auf die eminente Bedeutung von Stifterpersönlichkeiten für die Ausstattung der Frauenklöster. Bei den beweglichen Ausstattungselementen ist es allerdings selbst bei einer gesicherten Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kloster oft schwierig, deren ursprüngliche Aufstellung auszumachen. Waren die Objekte für den Nonnenchor oder die äussere Kirche bestimmt? Hatten die Klosterfrauen überhaupt die Möglichkeit, die entsprechenden Ausstattungselemente zu sehen und ihnen gegenüber zu treten? Carola Jäggi analysiert nicht nur die Bildwerke im Hinblick auf eine spezifisch weibliche Ikonographie, sie versucht auch die Funktion der Bilder und Bildwerke im speziellen monastischen Umfeld der Frauenklöster zu ergründen. Die Kapitelüberschrift «Strategien der Kompensation» bildet dabei gewissermassen die Grundthese, wonach die Kontemplation von Wandmalereien, Altarbildern und Skulpturen die Nichtsichtbarkeit des Altargeschehens zu kompensieren habe. Es fragt sich, ob mit dieser Charakterisierung die Sachlage angemessen umschrieben ist, denn «Strategien der Kompensation» setzen eine bewusste Reaktion angesichts eines wahrgenommenen Defizits dar, und da wird man Zweifel anmelden dürfen. Man wird der Verfasserin jedoch ohne weiteres folgen können, wenn sie den Bildgebrauch in Frauenklöstern «zwischen der Meditation vor Bildwerken in Hinblick auf Imitatio, der imaginativen Versenkung in den dargestellten Heilsgegenstand, und dem Bittgebet im Sinne einer persönlichen Zwiesprache in der Hoffnung auf Hilfe und Trost» ansiedelt. Die dominikanischen Schwesternbücher bieten ein reichliches Belegmaterial dafür. Erstaunlicherweise fehlen nähere Hinweise auf das wichtigste Ausstattungselement des Nonnenchores: das Chorgestühl. Fragen nach der Grösse, der Anordnung (z.B. auf den Emporen) und nach dem künstlerischen Schmuck würden hier interessieren. Gibt es in den 140 untersuchten Frauenklöstern keine Überreste mittelalterlicher Stallen?

Die Arbeit schliesst mit einem Ausblick «Kunst für Frauen – Kunst von Frauen», wobei noch einmal auf die Rolle von Klosterfrauen bei der Produktion von Bildern hingewiesen wird. Diese wird in den Quellen nur vereinzelt fassbar, möglicherweise ist ihr jedoch eine weit grössere Bedeutung beizumessen, als bisher ange-

nommen. Neben einer umfangreichen Bibliographie wurde dem Band auch ein topographisches Register beigegeben.

Die seit einiger Zeit sich abzeichnende neuartige Wahrnehmung und Bewertung von mittelalterlichen Frauenklöstern hat mit dem vorliegenden Werk eine erste umfassende Synthese gefunden, die sowohl die Architektur als auch die bewegliche Ausstattung der Klarissen- und Dominikanerinnenkirchen in der formativen Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts berücksichtigt. Es werden Zusammenhänge über die einzelnen Ordensprovinzen hinaus aufgezeigt, wobei es als grosser Gewinn zu werten ist, dass auch Italien mit berücksichtigt wurde. Wie der Vergleich jedoch zeigt, sind Ansätze zu einer neuen – femininen – Spiritualität hauptsächlich im Norden der Alpen auszumachen. Die äusserst verdienstvolle Arbeit von Carola Jäggi wird der Forschung neue Impulse geben.

Georges Descœudres

\* \* \* \*

KARL GRUNDER: *Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Neue Ausgabe Band IV: Die Stadt Zürich IV, Die Schanzen und die Barocken Vorstädte* (= Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Band 105) (Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern 2005). 492 Seiten, 470 Abbildungen, davon 6 in Farbe.

«Also! also! wollend wir dann im nammen Gottes der den Himmel und die Erden erschaffen hat: der da bisher unser Hierusalem gebauwet, der die Rigel unserer Porten bevestnet: der unsere Kinder gesegnet» zu «ditem grossen Werck der neüwen Veste der Statt Zürich den anfang machen.» (Zitat aus der Predigt anlässlich des Baubeginns der Zürcher Schanzenanlage am 30. April 1642.) Bauwerke von der Grössenordnung des Zürcher Schanzenrings, der von 1642 an um die Limmatstadt herum Gestalt annahm, setzen einen breiten und tiefen Konsens der Gesellschaft voraus, welche die Steine aufs Gerüst trägt und durch persönlichen Verzicht die hohen Steuern aufbringt, die dazu nötig sind. Der zutiefst christliche Ton, unter dem die Unternehmung von Anfang an stand, kommt zum Ausdruck auch in der Überlieferung des *Pelikans*, der sich für seine Jungen opfert (und der vier in diesem Werk beschriebenen Häusern und einer Strasse den Namen gegeben hat), schloss daneben die antike Mythologie – von Bacchus und Ariadne bis zu Herkules und Hebe – als Quelle der Inspiration und des gemeinsamen gesellschaftlichen Bildervorrats keineswegs aus. Karl Grunder lässt die theologischen, kulturellen, politischen, militärischen und ökonomischen Voraussetzungen und Folgen der Schanzen aufleben. Wie die Schanzen selbst sind auch die zwischen diese und die mittelalterlichen Mauern gebauten barocken Vorstädte Zürichs heute weitgehend verschwunden, einzelne noch erhaltene Zeugen wirken wie die Fossilien des Jurameeres, die erahnen lassen, dass ein Ozean vorhanden war. Ein solches Fossil ist etwa das durch den Willen des Stadtzürcher Volkes 1972 in einer spektakulären Aktion verschobene Ensemble Bärengasse (*Schanzenhof und Weltkugel*), das heute als Wohnmuseum Bärengasse zu einer Visite in Alt-Zürich einlädt. Dank Karl Grunder haben wir nun allerdings weit umfassendere Besuchsmöglichkeiten. Wir können mit den Wachtposten auf den Wällen Zürichs unsere Ronden drehen, an der

ersten Versammlung der Physikalischen Gesellschaft in der *Limmatburg* teilnehmen, den Werdmüllerschen Familienbetrieb (Flortretfabrikation, Handel, Bank) in den bereits im 17. Jahrhundert als «*ansehnliche Privathäuser und Lustgärten*» gerühmten *Seidenhöfen* besuchen oder bei anderen Familien zu Tisch sitzen, deren eindruckliche architektonische Selbstverwirklichung dem Zahn der Zeit nur in wenigen Fällen getrotzt hat. Die im Geschichtsbewusstsein all zu oft fehlende, weil im heutigen Stadtbild kaum mehr ablesbare Zeit zwischen dem Zürich Huldrych Zwingli und der Banken-, Industrie- und Eisenbahnstadt Alfred Eschers wird hier ebenso kenntnisreich wie elegant geschildert. Die 150 Seiten zum Schanzenring ergänzen in wertvollster Weise die ältere Darstellung Alfred Mantels aufgrund neu erschlossener und systematischer Quellenstudien. Dass Mantel nicht ganz und gar ersetzt wird, ist einerseits auf den nur (auf Seite 32) behutsam thematisierten, beunruhigenden Quellschwund in den vergangenen rund 85 Jahren zurückzuführen, andererseits auf die kunsthistorische Fragestellung, die im Kampf um den Raum das Historische zurücktreten lassen muss. Karl Grunders Liebe gilt den Quellpunkten vorstädtischen Bauens, von *Neumühle* und *Limmatburg* bis zu den *Florhöfen* und vom *Stadelhofen* bis hinüber in den *Talacker*. Wir werden eingeladen in den (ursprünglich *Krone* genannten) *Rechberg*, ein auf 23 Seiten präsentiertes Stadtpalais aus den Jahren 1759 bis 1770, dem allein drei von sieben Farbbildern des Bandes zukommen. Wir besuchen geheizte Stuben und ungeheizte Kammern von Eigentümern, welche die Grundlage legten zu kolossalen Vermögen und wirtschaftlichem Aufschwung. Im Landsitz *Unterer Berg* richtete Rudolf Friedrich Steinfels von 1833 an seine Seifensiederei ein. Dass Johann Kaspar Schweizer, ein Vorbesitzer Steinfels', dasselbe Gut seiner phantastischen Schulden- und Spekulationswirtschaft wegen 1790 hatte verkaufen müssen, ist eine Tatsache, die nur an die andere Schale von Goethes Lebenswaage erinnert. In der *Neumühle* und der vom Staat verkauften *Paradiesbastion* wurde die *Firma Escher Wyss & Co.* von 1805 an (bis zur Verlegung der Maschinenfabrik 1890) aufgebaut, hier wurde 1832 wohl zum ersten Mal in der Schweiz ein Heizsystem mit gusseisernen Verbindungsrohren, eine Zentralheizung, geschaffen. Einer der zehn ersten Aktionäre war 1805 der im *St. Urban* wohnhafte Johann Jakob Meyer, der Grossvater des Dichters Conrad Ferdinand Meyer und der Zürcher Kommandant anlässlich der gescheiterten Belagerung der Stadt durch die Armee des helvetischen Generals Joseph Leonz Andermatt 1802. Hatten auch Erzherzog Carl, Alexander Rimski-Korsakow und André Masséna 1799 in den Schlachten um Zürich die Schanzen durchaus zeitweise in ihre Dispositive einbezogen, so ist doch Meyer der einzige erfolgreiche Verteidiger des Schanzenrings gewesen. Seine Transformation zum Gründungsaktionär von *Escher Wyss & Co* hatte aber keineswegs mit der Abwendung vom Militärischen zu tun, sondern mit der nüchternen Erkenntnis, der sich auch der Konservative nicht verschliessen kann, dass, wer Bewährtes bewahren will, nach den Bedürfnissen der Zeit Neues schaffen muss, um selbst relevant und damit aktionsfähig zu bleiben. Dieser auch in der politischen Welt gültigen Erkenntnis sind letztlich die Schanzen und die barocken Vorstädte nach rund 200 (in einigen Fällen 300 Jahren) zum Opfer gefallen. Der Unterschied zwischen Stadt und Land machtvoll einebnende liberale Kanton des 19. Jahrhunderts schuf Platz für die wieder neuen Bedürfnisse einer wiederum neuen Zeit, wozu die Stichworte Pfrundhaus, ETH, Universität und Mittelschulen genügen. Der Verlust, den wir als Nachgeborene empfinden müssen, ist soeben durch Karl Grunders gediegenes Buch um einiges erträglicher geworden.

Jürg Stüssi-Lauterburg

\* \* \* \*

*Dächer der Stadt Basel*, Herausgeber: Basler Denkmalpflege, Redaktion: THOMAS LUTZ und GERHARD WESSELKAMP (Basler Denkmalpflege, Basel 2005). 473 S., ca. 500 Abb. und Skizzen, davon 9 in Farbe.

Monographien über Dächer sind selten. Umso mehr Aufmerksamkeit verdient das kürzlich von der Basler Denkmalpflege herausgegebene Buch über die Dächer der Stadt Basel, im Besonderen von Seiten der allg. Denkmalpflege, der Architekturgeschichte und auch des Dachdeckergewerbes. Das Thema wird in der Tat von allen möglichen Seiten angegangen: vom Dach als solchem und in seiner Bedeutung für die Denkmalpflege, vom Dachwerk in seiner handwerklichen Entstehung, von seinen verschiedenen Formen (auch in der Neuzeit das Flachdach), vom Holz und der Möglichkeit seiner genauen Datierung dank der Dendrochronologie, von den Ziegeln, von der Spenglerarbeit, von der Fachsprache und ihren Begriffen. Kurzum: ein Kompendium zum Wesen des Daches insgesamt, hier am Beispiel der Dachlandschaft Basels, das heisst einer mitteleuropäischen Stadt, was die Gültigkeit des Werks in einer weiten Bandbreite sichert.

Im Vorwort sagt der Redaktor Thomas Lutz, dem das Buch in erster Linie zu verdanken ist, dass die aus der denkmalpflegerischen Sorge um das Einzelwerk entstandenen Daten ‚objektübergreifend ausgewertet wurden‘ dies zum Nutzen aller, die mit Dächern zu tun haben. Das heisst die hier vorliegende Monographie ist kein theoretisches Werk, sondern sie ist ausschliesslich aus der Praxis der Denkmalpflege und des Handwerks herausgewachsen und kann den Anspruch darauf erheben, als ein Quellenwerk zu gelten, das allen Personen, die mit Dächern in irgendeiner Form zu tun haben, von grösstem Nutzen, um nicht zu sagen notwendig ist. Dazu kommt, dass es sich nicht um ein der Historie allein verpflichtetes Werk handelt, sondern um eines, das den heutigen Wissensstand der zur Darstellung kommenden Materie wiedergibt. Dass es ‚nur‘ um die Dächer von Basel geht, kann man – ohne der Basler Denkmalpflege zu nahe zu treten – mehr oder weniger als zufällig bezeichnen. Das Buch hätte theoretisch auch am Beispiel einer beliebigen anderen Stadt aus dem gleichen Kulturkreis entstanden sein können. Natürlich zieht Basel aus dem Buch den grössten Gewinn, aber auch jede andere Stadt, die sich mit dem Dach aus denkmalpflegerischen Gründen zu befassen hat, kann das hier ausgebreitete Wissen für sich zur Nutzenanwendung bringen. Gesamthaft betrachtet stellt das Dach eines historischen Gebäudes ‚oft den am längsten nicht veränderten Teil‘ dar, aber gleichzeitig ist es auch oft am stärksten von Veränderungen betroffen.

Das Buch ist dreigeteilt, zuerst ist vom ‚Dach als Denkmal‘ die Rede, dann von den ‚Dächern im Wandel der Zeit‘, zum Schluss von der ‚Dachhaut‘, das heisst von den Ziegeln. Zuerst hat der Basler Denkmalpfleger Alexander Schlatter das Wort. Er meint, dass der heute so oft geübte Ausbau der alten Dachräume problematisch ist und dass bei neuer Nutzung Vorsicht geboten sei. Die Aufnahme von Dachräumen und Dachkonstruktionen ist aufwendig, aber – um richtige Entscheidungen zu treffen – vielfach nötig. Diese Feststellung leitet über zum Kapitel ‚Vermessung und Planaufnahmen von Dachwerken‘ von Hans Ritzmann. Der Aufwand hierfür ist beträchtlich, und seine Bemessung hängt von der Fragestellung und vom Objekt ab. Ohne das eigene Zeichnen, heisst es, ist auch die technisch aufwendigste Aufnahme nicht zu machen. Im zweiten Teil des Buches, der sich über die ‚Dachwerke‘ als solche ergeht, erklärt Burghard Lohrum zuerst die Unterscheidung von Pfetten- und Sparrendach. Er kommt zur Erkenntnis, dass in Basel sowohl vor dem Erdbeben von 1356 (in dem die meisten Bauten zugrunde gingen) als auch danach beide Arten üblich waren. Nach der Liste der untersuchten Dächer S. 160–166 haben von sechs Dächern vor 1356 4 Sparrendächer und 2 Pfettendächer;

in den *zwei Jahren nach 1356* kommen 2 Sparrendächer und 5 Pfettendächer vor; *danach* sind die Anteile etwa ausgeglichen. Gesamthaft wurden 53 historische Dachwerke genau untersucht und alle auch dendrochronologisch bestimmt. Am Schluss des Bandes gibt Lohrum übrigens ausserordentlich nützliche Illustrationen zu den Fachbegriffen der Sparren- und Pfettendächer, – wozu es von Vorteil gewesen wäre, auch ein Register der Fachausdrücke anzufügen mit der Angabe, wo sie im Band zeichnerisch vorkommen. (Eigenartigerweise bezeichnet Lohrum die *Rafen* als *Rofen*, ein Ausdruck, der in keinem gängigen Wörterbuch vorkommt.) Thomas Lutz legt anschliessend einen tiefschürfenden Exkurs vor über das verwendete Bauholz, wo dieses – mit Einbezug der Flösserei – herkam. Es betrifft vor allem den Jura, den Südschwarzwald und das Schweizer Mittelland. Auch wird angegeben, welche Handelsformen bei den verwendeten Hölzern üblich waren und welche Markierungen festgestellt wurden. Als Holz kamen allgemein fast nur Nadelhölzer zur Verwendung, Eiche wurde mehrheitlich für speziell strapazierte Bauteile gebraucht (zum Beispiel bei der Rheinbrücke).

Das tragende Kapitel der ganzen Publikation schrieb unter dem Titel ‚Die historischen Dachwerke‘ Bernard Jaggi. Er tritt zuerst auf die konstruktiven Elemente ein und gibt dann eine vollständige Liste der historischen Dachwerke in Basel (ca. 270), die er in acht Dachtypen einteilt (3 Pfettendächer, 4 Sparrendächer und 1 Mischform). Die Liste ist beeindruckend, besonders wenn man bedenkt, welche Arbeit für die Aufnahme jedes einzelnen Daches aufzuwenden war. Fast alle sind dendrochronologisch datiert. Anhand von 43 Beispielen werden die einzelnen Dachtypen nochmals genau erläutert, jeweils mit einem Quer- und Längsprofil (23 Sparren-, 19 Pfettenwerke und 1 Besonderes).

Ein weiteres Hauptkapitel stellt die Auflistung der historischen Schriftquellen und der baugeschichtlichen Befunde der frühen Basler Dächer dar, ebenfalls von Bernard Jaggi verfasst. Ausgewertet wurden sowohl schriftliche als auch bildmässige Quellen. Im Besonderen tritt Jaggi auf die für Basel charakteristischen ‚hochmittelalterlichen Pultdächer‘ ein, die heute durch Umbauten konstruktiv meist verunklärt sind. Besondere Kapitel sind anschliessend den Mansardendächern des 18. und 19. Jh. gewidmet (mit einer voranstehenden Entwicklungsgeschichte, von Romana Anselmetti) sowie den Flachdächern des 20. Jh. (von Bruno Thüning). Diese beiden sehr ausführlich gestalteten Beiträge führen bis in die neuere und sogar gegenwärtige Architektur und sind deshalb für die neuere Architekturgeschichte von besonderem

Wert. Das Flachdach setzte den Eisenbetonbau voraus und wurde deshalb erst ab 1900, in Basel sogar erst ab Ende der Zwanzigerjahre allgemein gebräuchlich. Zwei Pläne von Basel (S. 321f., Abb. 72 und 73) zeigen, dass in der Altstadt 1997 der Anteil an Flachdächern 17% umfasste, in Basel insgesamt 43,5%, dass das Flachdach also flächenmässig bestimmend wurde.

Der dritte Teil des Buches entspricht einer Monographie über die ‚Dachhaut‘, d.h. hauptsächlich über die Bedachung mit Ziegeln. Markus Schmid befasst sich zuerst mit den Schieferdächern. Es folgen drei Spezialuntersuchungen, die den Kanon der Hauptkapitel etwas merkwürdig, aber wohlthuend unterbrechen. Sie befassen sich mit dem kupfergedeckten Dachreiter von St. Martin, den Spenglerarbeiten von 1556 an diesem Dachreiter und den gotischen Dachziegeln der Niklauskapelle beim Münster. Den Schluss bildet eine sehr eingehende Betrachtung zu den alten ‚Basler Dachziegeln‘ von Richard Bucher und Thomas Lutz, der ein Typeninventar angeschlossen ist. Inbegriffen ist hierin ein Leitfaden über die Herstellung der Ziegel allgemein und speziell in Basel, wobei mit mustergültigen Zeichnungen alle Vorgänge erklärt werden. Besonders der ‚Handwerkatalog‘ der verschiedenen Abstriche fällt ins Auge, und es fehlt auch nicht ein Hinweis zur spätmittelalterlichen Lattung. Der beigelegte ‚Ziegelkatalog‘ unterscheidet XIII Typen (einige mit Unterteilungen). Sie alle werden mit konkreten Beispielen dokumentiert, was dem Katalog einen bemerkenswerten Quellenwert verleiht. Ein extensives, nach Beiträgen geordnetes Literaturverzeichnis beschliesst das Werk.

Insgesamt liegt eine sozusagen handbuchartige Abhandlung über Bedachungen vor, wobei zu bedenken ist, dass sie sich ausschliesslich auf Basler Dächer vom 13. bis 20. Jahrhundert bezieht. Diese Einschränkung erhöht aber den quellenmässigen Wert der Ausführungen, weil sie durchwegs mit Einzelbeispielen, deren Herkunft nachgewiesen ist, belegt sind. Beachtung verdient auch, dass bei der Ausstattung der Publikation mit ihrem reichen Abbildungsmaterial nicht gespart wurde. Unterstützt haben das Werk die Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel (besonders für die dendrochronologischen Untersuchungen), die Stiftung Schweizerischer Bankverein 1872 und das Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt. Der Basler Denkmalpflege und allen Autoren, vor allem den beiden Redaktoren, ist man zu grossem Dank verpflichtet für diese in ihrer Art einzigartigen und Massstäbe setzenden Publikation.

Lucas Wüthrich

\* \* \* \* \*